

## Depotfund der jüngeren Bronzezeit vom Kranzberge bei Kuckenburg, Kreis Querfurt.

(Hierzu Tafel IV.)

Im Herbst 1901 hatte der Knecht des Gutsbesitzers Lehmann in Kuckenburg auf dem „Kranzberge“ ein Schwert und eine Lanzen-  
spitze aus Bronze ausgepflügt. Erst im Frühjahr 1902 hat der  
genannte Besitzer weiter nachgraben lassen und an der ersten Fund-  
stelle, dicht beieinander liegend, die in dem Folgenden beschriebenen  
Gegenstände aufgefunden. Von Skelettresten und Gefäßscherben ist  
nichts dabei bemerkt worden.

Die Kuckenburg ist eine alte Burgstelle im Osten des Dorfes  
gleichen Namens, auf steiler nach Westen vorspringender Höhe über  
dem Weidabache gelegen. Nach Osten setzt sich der „Kranzberg“ —  
so heißt der Burgberg sowohl in alten Urkunden wie auch heute noch  
im Volksmunde — als Plateau fort.

Bereits im Hersfelder Zehntverzeichnisse, also vor 900, erscheint  
„Cucunbure“ als „Burgwart“ und späterhin wiederholt als „Hof“ resp.  
als Ort, wo verschiedene Klöster und die „Edlen Herrn von Quer-  
furt“ Besitz haben.

Reste der alten Burg, welche nach Größler<sup>1)</sup> vielleicht schon seit  
dem 11. Jahrhundert nicht mehr als „Veste“ gedient hat, habe ich noch  
vor wenigen Jahren über dem Westhange in Gestalt eines Stückes  
Mauerwerks gesehen. Die Mauerung war zum Teil Trocken-, zum  
Teil Mörtelmauerung und dem Zerfallen nahe. Vielleicht ist auch  
dieser Rest heute schon verschwunden. Nachweislich haben um 1654  
auf dem Kranzberge noch Ruinen von Gebäuden verschiedener Art  
gestanden.

Der Name Kuckenburg wird mit Recht in Zusammenhang mit  
dem Worte „kucken“ = speculari gebracht und scheint es sich bezüg-  
lich des Steinbaues in der Tat um eine befestigte Anlage für  
„speculatores“ zu handeln. Nun kann ich mir allerdings nicht vor-  
stellen, daß der umfangreiche, zwar geebnete aber recht gut erkennbare

<sup>1)</sup> H. Größler, „Die Wüstungen des Friesenfeldes und Hassegaues“ in der  
Zeitschrift des Harzvereins 1875, 370, desgl. 1878, 162, und a. a. O. vergl. auch  
Holstein in derselben Zeitschrift „Zur Geschichte des Kollegialstifts B. Mariae  
virginis et S. Brunonis zu Querfurt, 1871, 95, Anmerk. 5.

Wall lediglich zum Schutz eines Aussichtsturmes, ja selbst einer frühmittelalterlichen Burg, deren Abmessungen doch im allgemeinen recht mäßige waren, aufgeworfen worden sei, und halte ich die ursprüngliche Anlage für eine vorgeschichtliche „Wallburg“, welche an den Stellen, wo Schutz durch steile Abhänge fehlte, künstlich am stärksten befestigt werden mußte. Dies ist auch hier nach Osten zu, wo sich das Plateau anschließt, geschehen, denn ich erkannte — und ich glaube mich nicht geirrt zu haben — zwei dem Ringwall vorgelagerte kürzere Wälle. In die Wallburg ist dann später, was durchaus kein seltenes Vorkommen ist, der Turm oder eine Burg hineingebaut worden. Zwischen dem Rundwall und dem nächsten Vorwall ist der Fund, der einer sehr frühen Zeit angehört und gewiß einst den Reichtum eines hervorragenden Mannes gebildet hat, gemacht worden:

Schwerter aus Bronze: Die beiden Schwerter sind von ungleicher Länge, gehören aber beide dem Möriger Typus (Rhonetypus) an und könnte ich mich begnügen, wenn ich auf die Schilderungen und Abbildungen bei Victor Groß, Heierli und Naue<sup>1)</sup> verwies; da jedoch unsere Kuckenburger Schwerter bezüglich der Technik und in der Konstruktion des Handgriffs von den dort abgebildeten und beschriebenen in einigen Punkten abweichen, habe ich beide (Tafel IV, Figur 5 und 6) im Bilde wiedergegeben.

Das größere Schwert hat eine Gesamtlänge von 69 cm, von der 58 cm auf die lanzettförmige nach unten zu anschwellende Klinge und 8 cm auf den glatten, von der Hand zu umfassenden Teil des Griffes kommen. Drei enganeinanderstehende Niete an den Seiten des Griffes und ein Niet in dem schalenartigen Knauf verbinden Klinge und Griff. Das Innere des Knaufs ist durch gereifelte Auflagen verziert (Tafel IV, Figur 6a).

Über die Kürze und Knappheit des Handgriffs an Bronzeschwertern ist schon viel geschrieben und geredet worden. Man hat an ein pygmäenartiges Menschengeschlecht oder wenigstens an eine mit außerordentlich zierlichen Händen ausgestattete bronzezeitliche Bevölkerung gedacht, auch vielfach angenommen, daß die Bronzeschwerter nur zum Stich benutzt worden seien, da sie beim Hiebe der Rechten hätten entfallen müssen. Die letztere Auffassung trifft ganz

<sup>1)</sup> Victor Groß, „Les Protohelvètes“ Tafel XI, Figur 2 und Tafel XII, Figur 5, bezw. Tafel XI, Figur 6, Fund von Corcelettes. Heierli, „Urgeschichte der Schweiz“, 213, Figur 167. Naue, „Die vorrömischen Schwerter, Tafel XXXII.

sicher nicht zu und kann ich nur raten, selbst einmal einen Versuch zu machen. Mir selbst steht eine kräftige und breite Hand zur Verfügung; umschließe ich jedoch, recht fest zufassend, den Handgriff nur eine kurze Zeit, so paßt die Hand genau in den Griff und ich habe das Gefühl, daß mir das Schwert selbst bei einem kräftigen Hiebe nicht entgleiten würde, auch daß niemand so leicht mir die Waffe entwinden könnte. Übrigens ist auch durch die Konstruktion dieses Schwertes dafür gesorgt, daß selbst eine noch stärkere Hand als die meinige es fest halten könnte.

Die Klinge ist nämlich, wie die Zeichnung ergibt, — zunächst wohl aus anderen technischen Gründen — unter der Parierstange ausgeschnitten; dieser Ausschnitt ist nun aber nicht, wie die Klinge, geschärft, sondern er ist so stumpf gehalten, daß man den Zeigefinger bequem hineinlegen kann, wie in die Rast eines Schlägers, ohne Gefahr zu laufen, beim Hieb den eigenen Finger zu verletzen. Wenn nun auch einzuräumen ist, daß eine derartige Fingerlage dem Zwecke der Parierstange nicht entspricht, so ist dem doch entgegenzuhalten, daß ältere Schwerter, welche diesen Ausschnitt ebenfalls tragen, überhaupt keine Parierstange besitzen.

Diese meine Erfahrung bezüglich der Handlichkeit der Schwerter spricht gewiß auch gegen die Anschauung von Victor Groß (S. 31), daß nämlich diese Schwerter mehr als Abzeichen für Befehlshaber als zum Kampf gedient hätten, eine Annahme, die er allerdings hauptsächlich durch die Seltenheit des Vorkommens zu begründen sucht. Waren, was ich nicht bestreiten will, nur einzelne hervorragende Persönlichkeiten in dem Besitz einer so kostbaren Waffe, so werden sie auch gegebenen Falls davon Gebrauch gemacht haben!

Unser „kürzeres Schwert“ ist scheinbar mitsamt dem Griff „aus einem Stück“ gegossen worden. Doch dürfte dies kaum der Fall sein. Es wird sich vielmehr um eine „Vereinigung beider Teile ohne Anwendung von Nieten“ handeln, wobei der Griff „erhitzt“ auf die abgekühlte Schwertangel aufgezogen worden ist. Gießern und Künstlern, welche Kunstwerke, wie unsere Bronzen von der Kuckenburg sind, erzeugt haben, verfügten ohne Zweifel über einen reichen Schatz von Erfahrungen und können wir ohne weiteres annehmen, daß ihnen auch die Erfahrung nicht entgangen war, daß heißes Metall bei der Abkühlung schrumpft.

Victor Groß schildert S. 34 eine ähnliche Konstruktion bei einem Schwerte von Corcelettes (No. 6) und betont dabei, „daß er diese Beobachtung sonst noch nicht gemacht habe“.

Dieses Schwert von Corcelettes<sup>1)</sup> erweckt unser Interesse auch noch durch einen an ihm erkennbaren Versuch einer Reparatur durch „Angießen von Bronze“, welcher, „comme le procédé de la soudure était encore inconnu“, nicht ganz geglückt war.

Unter unseren Schätzen von Kuckenburg befindet sich nämlich ein „gelötetes“ Messer, von dem später noch die Rede sein wird. In diesem Falle ist jedoch dem Gießer der Versuch geglückt. Das „Lot“, d. h. die aufgegossene Bronze, sitzt fest und das Messer ist brauchbar gewesen.

Auch bei dem kürzeren Schwerte — die Länge beträgt vom Knauf bis zu der stumpfen Spitze nur 45 cm, — zeigt der Handgriff die Form zweier mit der Basis aufeinandergesetzter Kegel von gedrückt-ovalem Querschnitt; jedoch besitzt der Handgriff im Gegensatz zu dem des „langen Schwertes“, welcher völlig glatt ist, noch als Verzierung drei mäßig erhabene horizontale Reifen, ein Ornament, welches wir vielleicht als einen Anklang an Bänder der Horngriffe älterer Schwerter oder an scheibenartige Einlagen zusammengesetzter Handgriffe ansehen dürfen.<sup>2)</sup> Dieses kurze Schwert dürfte vielleicht älter sein als das längere.

Zu dem Funde gehören ferner: drei Lanzen spitzen ungleicher Länge; die längste mißt 22 cm, wovon 6 cm auf die Schafttülle kommen. Die breiteste Stelle der mäßig geschweiften Klinge beträgt 5,50 cm, die Weite der Tülle 2 cm. Die letztere ist durch zwei erhabene Ringe an der Schaft röhrenöffnung verziert und mit zwei Nietlöchern, welche zwei Centimeter von der Öffnung abliegen, versehen.

Sonstige Verzierungen, wie Strich- oder Zickzackornamente, finden sich nicht vor. Der Wulst der Schaft röhre reicht bei allmählicher Verjüngung bis beinahe an die Spitze, während die Höhlung 2–3 cm vor derselben ihr Ende findet. Die beiden Flügel sind in mäßiger Breite gedengelt.

Auf einem der Flügel ist eine deutlich erkennbare „Besitzmarke“ in der Form eines langgezogenen  $\gamma$  eingeritzt oder eingepunzt, während auf der Schafttülle 6 kurze einander fast parallele Einhiebe sichtbar sind, wohl dazu bestimmt, die Erinnerung an Erlebnisse, bei denen die Waffe eine Rolle gespielt hatte, festzulegen. Ein siebenter schräg laufender Strich, nahe der Tüllenöffnung, dürfte durch eine zufällige Verletzung der Waffe hervorgerufen sein (Tafel IV, Figur 4). Die nächst kürzere Lanzen spitze hat nur eine Länge von 14,50 cm, wovon fast

1) Vergl. auch: v. Tröltzsch „Fundstatistik“, S. 46, Figur 86, b.

2) Naue, „Die vorrömischen Schwerter“ 1903, S. 76 ff. und Tafeln 31 ff.

5 cm auf die Tülle kommen, deren Metall an der Öffnung durch einen erhabenen Ring verstärkt ist. Die Nietlöcher sitzen fast in der Mitte der Tülle. Die Wulst der Schafttröhre tritt aus der lanzettförmigen Klinge scharf hervor und reicht fast bis an deren Spitze. Verzierungen sind nicht vorhanden, auch ist von einer Dengelung nichts zu bemerken (Tafel IV, Figur 3). Die dritte ähnlich geformte Lanzen Spitze hat nur eine Länge von 13,50 cm, die unverzierte Klinge ist 9 cm lang und stark gedengelt.

Ogleich bei den geschilderten drei Lanzenspitzen die Höhlung der Schafttröhre fast bis zur Spitze und nicht nur bis zur Mitte der Klinge reicht, dürften sie doch wie die Schwerter, dem Rhonetypus zuzurechnen sein.

Drei Messer: Von diesen haben zwei recht stark geschweifte und schmale Klingen, welche von der Mitte ab parallel zum Rücken eine leichte Erhöhung zeigen, die vielleicht nur durch Dengeln hervorgerufen ist; auch ist bei beiden eine Art „Vollgriff“ vorhanden, an welchem sich erst die eigentliche „Angel ohne Nietlöcher“ anschließt. Der Vollgriff sitzt bei dem einen der Messer fast in der Verlängerung des Rückens, bei dem anderen in der Mitte der Klinge an (Tafel IV, Figur 1). Beide Messer zeigen Spuren langdauernden Gebrauchs, die „Griffdorne“ sind „abgegriffen“ und die Klingen bis auf einen Centimeter abgenutzt. Bei einem ist die Spitze abgebrochen, aber nicht ergänzt worden. Daß es auch ohne Spitze weiter in Gebrauch geblieben ist, lehrt die Abnutzung der Bruchstelle.

Ähnliche bronzeitliche Messer besitzt das Provinzial-Museum mehrere und sind als am nächsten stehend zwei Messer von Kelbra und Zwintschöna bei Halle zu bezeichnen. Beide sind jedoch mit Nietlöchern in der Angel versehen. Bei dem dritten Messer (Tafel IV, Figur 2) ist die vierkantige Angel auf der Seite des Messerrückens „aufgehauen“, um ihr in dem Griffe Halt zu geben; zu gleichem Zwecke sind zwei halbkreisförmige Nietlöcher an dieser wie an der Schneidenseite beim Guß ausgespart worden. Die Klinge ist breit und nur mäßig geschweift, ein erhöhter Rand, wie bei älteren Randäxten, verbreitert den Messerrücken, längs dessen auf beiden Seiten Ketten von halbkreisförmigen Ornamenten eingehauen sind. Nach Heierli, „Urgeschichte der Schweiz“, S. 275 ist ein hierzu benutztes Werkzeug, „Durchschlag“, aufgefunden worden.

Wie schon vorher kurz erwähnt, erweckt dieses Messer unser besonderes Interesse. Durch eine Beschädigung, vielleicht beim Fallen auf einen harten Stein, vielleicht auch schon beim Gießen, hatte dieses

Messer in der Mitte der Klinge einen Sprung erhalten, der vom Rücken aus senkrecht nach der Schneide zu läuft, ohne jedoch diese zu erreichen. Ein geschickter Arbeiter hat nun durch Aufgießen von Bronze zu beiden Seiten der Klinge in der Länge von 5 cm und auf dem Rücken in der Länge von 2 cm das Messer „repariert.“ Hierbei ist nun allerdings ein Teil des Risses unbedeckt, also sichtbar geblieben; da jedoch das „Lot“ fest aufliegt, war das Messer für leichtere Arbeiten ganz gewiß verwendbar geworden. Die aufgegosene Bronze hat gegen die des Messers eine hellere (zum Teil silberglänzende) Farbe und wäre eine analytische Untersuchung vielleicht von Interesse.

Tüllencelt mit Henkel (Tafel IV, Figur 13):

Beim Gießen war durch Einlaufen von Bronze die Öffnung im Henkel, die Öse, nicht geglückt, vielmehr ist erst nachträglich durch Bohren eine solche hergestellt worden. Da nun auch diese erste Öffnung für das Durchziehen haltbarer Schnüre oder Riemen noch nicht weit genug gewesen ist, hat der Besitzer zu einer zweiten Durchbohrung, neben der ersten, angesetzt, sie jedoch nicht durchgeführt. Dieser Umstand sowohl wie der, daß die seitlichen Gußnähte und die an Tülle und Henkel anhaftenden Gußreste noch nicht entfernt sind, lassen vermuten, daß das Stück noch nicht in Benutzung genommen war, als es vergraben wurde. Nur Schneide und Keil sind geglättet. Die erstere ist nur wenig breiter als die an der Öffnung verstärkte Tülle. Das Stielloch ist nicht rund, sondern vierkantig gehalten, wodurch eine Drehung des „Helms“ verhindert und gleichzeitig eine Verstärkung der Wandung erreicht werden sollte. Die Höhlung reicht bis in den Keil hinein.

Auf zwei Seiten ist die Tülle durch erhabene im Guß erzeugte Ornamente, „Rippen“, verziert, welche, unter dem Verstärkungswulst der Tülle beginnend, zuerst konvergieren, nachher aber parallel nach dem durch Hämmern geglätteten Keil auslaufen.

Nach Osborne<sup>1)</sup> ist das Auftreten dieses beilartigen Werkzeuges sehr wechselnd. Oft im Norden und im mittleren Teile des Kontinents vorkommend, findet es sich am wenigsten häufig in den Pfahlbauten der Schweiz und in Hallstatt. In unserer Provinz gehört der Tüllencelt nicht zu den Seltenheiten. Da wir das Bruchstück einer aus nordischem Steinmaterial gefertigten, bei Schlieben gefundenen Gußform besitzen, ist die Annahme wohl gerechtfertigt, daß diese Tüllen-

<sup>1)</sup> Osborne, „Das Beil und seine typischen Formen in vorgeschichtlicher Zeit“, Hohlcelte, 47 ff.

celte „in unserem Lande“ von einheimischen oder wandernden Gießern gefertigt worden sind, welche das Beputzen den mit „Hämmern und Dengeln“ vertrauten Abnehmern überlassen konnten. Es ist kaum anzunehmen, daß ein von weither zureisender Hausierer unfertige und daher wenig anziehende Stücke mit sich geführt habe, zumal er mit Ängstlichkeit jede unnötige Belastung vermeiden mußte.

Die „Knopfsichel“ (Tafel IV, Figur 12) gehört der kleinen Form an; sie hat nur eine Länge von 11,50 cm. Längs des kräftigen Rückens laufen zwei parallele Rinnen, zu denen, nahe dem Knopfe, auf der Klinge sechs parallele kurze Rippen, über deren Bedeutung und Zweck man Bestimmtes nicht sagen kann, in schräger Richtung stehen. Vielleicht handelt es sich hier nur um ein „Ornament“, das seinen Ursprung in einer ehemaligen Umwicklung eines Handgriffes hat. In unserer Sammlung befinden sich drei Sichel mit dieser Bezeichnung; zwei stammen von der „Lindenbreite bei Polleben“ und führen je drei Rippen, während eine andere vier beim Guß erzeugte Vertiefungen zeigt. Sie sind in Gemeinschaft mit der bekannten köthenartigen „Hausurne von Polleben“ gefunden worden.

Eine dritte mit vier Rippen bezeichnete Sichel stammt von Erdborn und übertragt, wie auch die vorhergenannten, an Größe die von der Kuckenburg. Richly in „Die Bronzezeit in Böhmen“ bildet auf Tafel XVI unter Figur 15 eine mit fünf Rippen versehene Sichel ab. Bedauerlicherweise ist die Abbildung nicht sonderlich gelungen und vermag man nicht zu unterscheiden, ob die Rippen in gleichen Abständen voneinander gegossen sind oder in willkürlichen.

Die Sichel von Kuckenburg scheint wenig gedengelt und benutzt zu sein, was man besonders daraus schließen kann, daß die Verbreiterung der Klinge nahe den Rippen in keiner Weise angegriffen ist. Dieser Verbreiterung der Klinge muß wohl die Absicht zugrunde gelegen haben, diejenige Stelle der Schneide, welche der Abnutzung durch den Gebrauch am meisten ausgesetzt war und daher häufig geschärft werden mußte, in Metall von vornherein zu verstärken.

Es sei hier auf einen Vortrag des Herrn Hubert Schmidt, „Der Bronzesichelfund von Oberthau, Kreis Merseburg“, gehalten am 9. Januar 1904 in der Berliner Gesellschaft für Anthropologie etc. (Zeitschr. für Ethnologie, Heft III und IV), hingewiesen! Die Ausführungen des Herrn Schmidt über einen „Depotfund“ aus der nächsten Nachbarschaft von Halle sind mir erst jetzt, nach Fertigstellung meines Manuskripts, zugegangen, was ich sehr beklage, da ich den Anregungen gern Folge gegeben hätte.

„Armringe“ wurden sechs geborgen. Davon sind drei von ausgeprägt ovaler Form, von gleicher Weite und massiv, d. h. ohne Spalt. Statt dessen befindet sich an der Stelle des Spaltes eine vertikale Wulst, welche nach oben und unten etwas übersteht. Während der eine Armring keine weitere Verzierung aufweist, sind die beiden anderen durch seitlich der Wulst angebrachte parallele Linien ausgezeichnet. Diese beiden plumpen und schweren Armringe (Tafel IV, Figur 14) stimmen mit einem bei Schafstädt unweit Querfurt gefundenen überein. Zu diesem letztgenannten, in einem Brandgrabe 1895 gemachten Funde gehörten außer Bronzeknöpfen, Runddrahtspiralen etc. eine schwere Brillenfibel, wie sie in Pommern häufig vorkommen sollen, eine lange Bronzenadel mit gereifeltem Kopf, und zahlreiche flache Bronzeringe, die stark abgenutzt und von verschiedenem Gewichte sind. Von Eisen ist nach den Bemerkungen des Dr. Jul. Schmidt keine Spur zu finden gewesen. Ich erwähne diese Dinge, weil sie uns unseren Fund datieren helfen und weil die gleichen, flachen Bronzeringe, die man mit Recht als Wertmesser, als „Ringgeld“, anzusprechen pflegt, auch einen Teil unseres Schatzes von der Kuckenburg bilden.

Von den anderen drei offenen Armringen sind zwei von ovaler Form und durch Gruppen von Einhieben verziert, während der kleinere dritte Armring von fast ebensolchem Querschnitt, aber kreisrund und vollkommen glatt ist. Den beiden ersteren ähnlich geformte und ornamentierte Armringe sind in dem Provinzial-Museum mehrfach vertreten. Sie gehören ebenso wie die zuerst genannten massiven Armringe der Bronzezeit und nicht der Hallstattzeit an.

„Fünf Nadeln“ von ungleicher Länge (Tafel IV, Figur 7—11). Die längste (Figur 7), welche 35 cm mißt, zeigt in der Mitte des verhältnismäßig kleinen Vasenkopfes einen kurzen, spitzen Dorn und ist unter dem Kopf auf 3,50 cm durch Reifelungen gegliedert. Die nächst kürzere Nadel (Figur 8) mißt nur 23 cm, ist jedoch der erstgenannten bezüglich der Form des Vasenkopfes und der Reifelung durchaus ähnlich. Bei der dritten Nadel (Figur 9), welche eigentlich allein als entwickelte Vasenkopfnadel gelten kann, erstreckt sich eine feine, gleichmäßige Reifelung auch auf den dicken, kugeligen Teil unter der Platte (Figur 9a), welche hier keinen Dorn trägt. Sie mißt 21 cm.

Bei der vierten Nadel (Figur 10) sind Kopf und Platte ganz ungewöhnlich klein und wenig ausgebildet; beide stehen zu der immerhin kräftigen Nadel mit einer Länge von 19 cm in keinem Verhältnis. Reifelung fehlt.



Die fünfte Nadel (Figur 11) ist als solche „mit aufgeroltem Kopfende“ zu bezeichnen. Die erste Windung der Rolle ist kantig gehalten, die anderen drei sind „Runddraht“, der sich allmählich verjüngt.

Während ähnliche Nadeln, wenn auch nur zum Teil mit kantiger Rolle, in unserer Provinz öfter gefunden worden sind (Auleben, Hasenburg, Loburg), scheinen Vasennadeln seltener zu sein.<sup>1)</sup> Nur die „kleinköpfige Art“, wie sie Naue in „Die Bronzezeit in Bayern“, S. 173, nennt, ist in unserer Sammlung häufiger vertreten; aber leider sind sie sämtlich unsicher datiert. Nach Naue scheinen die Nadeln mit „kleinen und sehr kleinen Vasenköpfen“ den Pfahlbaustationen eigentümlich zu sein und sind deshalb der Bronzezeit zuzuteilen.

Unser Fund bei Kuckenburg hat wohl nicht den Warenbestand eines Händlers gebildet. Dagegen spricht schon die Lage der verschiedenartigen Gegenstände bunt durcheinander; auch sind alle Gegenstände bis auf den Tüllencelt in Benutzung gewesen. Material für einen Gießer ist es auch nicht gewesen, da alle Stücke noch mehr oder minder brauchbar gewesen sind und Gußformen und Bruchbronze fehlen. Da weder Gefäßscherben noch Knochenbrand beobachtet worden sind, kann es sich auch nicht um Grabbeigaben handeln, so daß nur die Annahme übrig bleibt, daß hier s. Z. wertvolles Gut hastig vergraben worden ist, weil „Gefahr im Verzuge war“, daß wir es also mit einem „Depotfunde“ zu tun haben.

So tief es zu beklagen ist, daß bei der Bergung kein Fachmann zu Rate gezogen war und daß ein weiteres Forschen durch „Umtriebe“ Unberufener verhindert worden ist, so dürfte doch die wissenschaftliche Bedeutung eines „Depotfundes“ nicht wesentlich herabgemindert sein.

Als verwandte Depotfunde aus der Provinz Sachsen und deren Nachbarschaft seien erwähnt: Aus Schmon, Kreis Querfurt, zwei Funde, bestehend aus zwei Schwertern des Möriger Typus, aus einem Antennenschwert ohne Nietköpfe, aus Tüllencelten, Messern und Knopfsicheln; aus Groß-Wusterwitz, Kreis Jerichow II, ein Messer gleich den unserigen, Vasenkopfnadel und flache Ringe, befindlich in dem Museum für Völkerkunde zu Berlin; ferner aus Baasdorf bei Cöthen ein Antennenschwert und Messer in der Sammlung zu Groß-Kühnau bei Dessau und vom Einshügel bei Münchenroda, Kreis

<sup>1)</sup> Eine Nadel mit großem Nadelkopf stammt aus Kolno bei Kalbe a. S.

Apolda, Antennenschwert und flache Ringe, befindlich in dem Museum zu Jena; ein Beweis, wie bedeutend der westschweizerische Import bei uns gewesen ist, selbst wenn wir für Knopfsicheln und Tüllencelte eine andere Ursprungsstelle annehmen müssen.

Förtsch.

## Hallstattzeitliche Skelettgräber von Hainrode bei Wolframshausen, von Merseburg, aus der Kloster- strasse in Halle, von Tarthun bei Egeln und vom Weinberge bei Memleben.

(Hierzu Tafel IV.)

In den „Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft“ am 20. Oktober 1900 (S. 487) hat Dr. P. Reinecke-Mainz über die Zeitstellung einer Klasse von Skelettgräberfunden, die „zwischen dem Thüringerwalde und der Harzlinie“ gemacht worden sind, und sich durch reichen Armschmuck, Wendelringe mit imitierter Torsion usw. auszeichnen, ausführlicher gesprochen und unter ihm wichtig scheinenden Funden auch die von Hainrode bei Wolframshausen, von Merseburg und der Klosterstraße zu Halle, welche sich in dem Provinzial-Museum zu Halle befinden, erwähnt. Nach Dr. Reinecke nehmen diese Skelettgräber eine „Sonderstellung“ ein und gehören der Hallstattzeit, und nicht, wie man hier früher annahm der „Latènezeit“ oder einer „Übergangsstufe“ an.<sup>1)</sup>

Ich komme einem mehrfach geäußerten Wunsche nach, wenn ich in dem Folgenden die näheren Fundumstände, soweit sie mir bereits bekannt waren oder nachträglich durch mich ermittelt worden sind, veröffentliche und noch einige ähnliche Vorkommnisse aus jüngerer Zeit anführe.

<sup>1)</sup> Dr. Götze-Berlin ist der Ansicht, daß sie einer „Übergangsstufe“ angehören. — In seinem gelegentlich der Hauptversammlung der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 1903 zu Erfurt gehaltenen Vortrage „Das vorgeschichtliche Thüringen“ sagt er: Von der durch die sogenannten Steigbügelringe charakterisierten Übergangszeit von der Hallstatt- zur Latèneperiode, die besonders in Süddeutschland vertreten ist, sind in Thüringen eine Anzahl der typischen Skelettgräber mit ganzen Serien der genannten Armringe vorhanden.